

# Ein Pistolenschuß.

Kriminal-Roman von Heinrich Lee.

(11. Fortsetzung und Schluß.)

Als die Sitten aufgehoben wurde, war die Frau Preisphyllus mit der Wahrheit durchgebrungen, und die „Rosenau“ that also sehr recht daran, sich im Kränzen nicht mehr sehen zu lassen. Es war wirklich ein Standal mit ihr. Man hatte wohl zu überlegen, ob man sich mit ihr überhaupt noch grüßen konnte. Am Ende kompromittierte man sich noch damit.

Was Hofffeld aber kurz vor seinem Fortzuge aus der Stadt noch auf dem Gerichte zu thun gehabt hatte, war doch etwas Besonderes gewesen. Was ihn dorthin geführt, war eine Vorladung, ausgefüllt vom Amtsrichter Braunfisch. Das Schriftstück war nicht mit der Post, sondern mit dem Boten gekommen — so dringend wurde er gewünscht.

Wenige Minuten vorher hatte er an Renate seine Kündigung geschickt. Er wußte, daß er die Antwort darauf nicht erst abwarten brauchte. Sein Bau lag vor ihm in Trümmern. Eine merkwürdige Ruhe und Gefäßtheit war über ihn gekommen. Was geschah, war nicht zu ändern. Wuth, Verzweiflung wäre nutzlos gewesen — Zeit seines Lebens hatte er sein Streben nur auf das Erreichbare, das Mögliche gerichtet — und Renate, sie sammt ihrem Besitzthum, sein ganzes Spiel war unumkehrbar verloren. Was seine Existenz betraf, so brauchte er in die Hände, die sich aus der Konkurrenz von allen Seiten ihm entgegenstreckten, nur einzuschlagen. Die Hauptfrage war, daß er nur erst fortkam, fort aus dieser Stadt, in der er nun kaum noch atmen konnte.

Was die Vorladung bedeutete, das ahnte er. Entziehen konnte er sich ihr nicht. Er würde jetzt gezwungen sein, die Wahrheit und nur die Wahrheit zu sagen. Blicke nur noch der Widerspruch mit seiner früheren Aussage über. Das war aber ein Punkt, der ihm keine Sorge machen sollte.

Aber er dachte an noch etwas — und es kitzelte ihn wie befriedigende Klage. Sie würden nun vor einem neuen Rätthel stehen! „Wer also ist der Thäter?“ werden sie fragen und von Neuem sich mit diesem Rätthel quälen. Er — er konnte es ihnen vielleicht sagen, wenn er die Lust dazu gehabt hätte. Aber die hatte er nicht.

„Ich habe Sie noch einmal in der Rosenau'schen Wandsache zu mir bitten lassen,“ begann Amtsrichter Braunfisch, ohne sich nach einem so langen Zeitraum wohl noch seiner einstigen Antipathie gegen diesen Zeugen zu erinnern. „Es hat sich jetzt ein neuer Zeuge zu der Sache gemeldet, der Pflegejungen des Verstorbenen. Zwischen seiner Aussage und der Ihrigen ergibt sich nun ein gewisser Unterschied. Können Sie mir darüber eine Erklärung geben?“

„Ja.“  
„Nun?“  
„Der Unterschied wird darin bestehen, daß ich in meiner Aussage damals Herrn Hoffmanns keine Erwähnung gethan habe. Das geschah nur deswegen, weil mir darüber keine direkte Frage vorgelegt wurde und mir diese Erwähnung für die Unternehmung auch ganz unnötig erschien, und zweitens, weil dadurch Familienverhältnisse zur Sprache gekommen wären, die Herr Rosenau geheim gehalten wünschte.“

Diese Punkte konnte der Amtsrichter nach der eigenen Aussage Rudolf's über seine damalige Stellung zu der Familie Rosenau allerdings verstehen. Die Erklärung Hofffeld's befriedigte ihn schließlich.

„Sie sollen nun noch Folgendes bezeugen: Der in Rede stehende Schuß ist Punkt dreiviertel Zwei, als die Fabrikloade anstieß, gefallen. Herr Hoffmann erkennt nun zwar an, daß die fragliche Waffe sein Eigenthum ist, behauptet aber gleichzeitig, daß er sich um die betreffende Zeit bereits in dem nach Berlin abgehenden Zuge befunden hat und weiß so kein Mißnach. Er schlägt Sie als Zeugen dafür vor. Was haben Sie darüber zu sagen.“

Hofffeld kritische innerlich. Das war das Hofnachen der Hölle. Nun lag die Sache so, daß er als der einzige Zeuge auf der Welt die Unschuld des Verstorbenen zu bekunden hatte. Oder aber — er leistete einen Meineid und darauf stand, wenn er entdedt wurde, Zuchthaus.

„Das ist richtig,“ sagte der Zeuge nach einem kurzen Besinnen und gab die gewünschte Erklärung darüber. Er unterzeichnete und wurde dann entlassen.

Die Akten konnten wieder in's Archiv,“ sagte Amtsrichter Braunfisch zu dem bereitstehenden Diener, nachdem der Zeuge gegangen war.

Der Fall Rosenau blieb unaufgeklärt.

X.  
In der Rosenau'schen Fabrik ging Alles seinen alten Gang, nur daß eine neue Kraft an die Spitze getreten war — Rudolf. Als die Fabrik wieder bekannt wurde, entstand unter allen Freunden der Firma natürlich die Frage, ob ein so junger Mensch einen Mann wie Hofffeld würde ersen

können. Glänzend wurde diese Besorgnis widerlegt. Nicht nur, daß die alte Firma auf ihrer vollen Höhe blieb und in jeder Beziehung von dem neuen tüchtigen Geist, der in sie gekommen war, ein vorzügliches Zeugnis gab — auch die Arbeiter und Angestellten hatten an dem Wechsel ihre Freude. Sie athmeten auf, wie wenn eine Furcht von ihnen genommen worden wäre.

„Ja, unser junger Herr!“ sagte Schmiedede mit voller Anerkennung von ihm, „die Tüchtigkeit hat er von ihm (wommt Hofffeld gemeint war), aber das gute Herz hat er von allen Herrn. Einen Besseren brauchen wir uns nicht mehr zu wünschen.“

Nach dem Ablauf seines Urlaubs war Rudolf für einige Tage nach Frankfurt zurückgekehrt, um von Herrn Hübner seine Entlassung zu erbitten. Er legte dem trotz seiner Trockenheit jetzt von ihm so sehr verehrten Manne auseinander, welche dringenden Pflichten ihn abriefen, und Herr Hübner sah endlich ein, daß alle Verlobungen und Anerbietungen von seiner Seite, den jungen, auch ihm so werth gewordenen Mann zu halten, vergeblich blieben. Was blieb ihm schließlich anderes übrig, als ihm ziehen zu lassen. Schwerkoller noch wurde für Rudolf der Abschied von Ellen. Doch er bleiben möchte, davon sprach sie kein Wort. Um so heftiger sprachen ihre blauen, verhörmten Wangen und ihre von heimlichen Thränen gerötheten Augen, die sonst aber weder ihrem Vater, noch der Frau Kaufmann aufzufallen schienen. „Liebe Ellen, ich wünsche Ihnen, daß Sie recht, recht glücklich werden,“ sagte er inmitten Herzens zu ihr. „Ich wünsche auch,“ erwiderte sie leise, und sie brühten sich zum letztenmal die Hand.

So trat er denn wieder in seine alte Umgebung zurück — und doch, wie man war sie für ihn. War sie doch so anders geworden, war er doch selbst ein so Anderer geworden.

Eigenthümlich war sein Verhältnis zu Renate. Wie zu einem Enkelkind sah er zu ihr auf. Er wußte ja, daß er nie wieder gut machen konnte, was er durch sein früheres Leben an ihr gesündigt hatte. Seine ganze Zukunft sollte von dieser Buße erfüllt sein — von der Arbeit für sie! Was er that, was er schaffte — er sagte sich davon: es geschieht für sie! So war ihm die Arbeit zu einem hohen Glück geworden. Er wünschte sich von seinem Leben nichts mehr.

Auch auf Renate hatte die Umwandlung der Dinge einen heilsamen Einfluß ausgeübt. Ihr Gesicht farbte sich wieder mit der Röthe der Gesundheit und manchmal lächelte sogar, wie schon seit Jahren nicht mehr, ein Schimmer gleich einem Sonnenstrahl darüber. Auch ihr Klavierpiel hatte sie wieder aufgenommen. Wie ein Erwachen nach langer Winterskarr, wie ein Sang der Befreiung aus dunklem Kerker, rauschte es unter ihren Händen dahin — und wie einst Hofffeld, so hörte es jetzt Rudolf, bestückt von ihrer Nähe, über sich. Gleich seinem Vorgänger hatte auch er das besetzte Zimmer bezogen und es zu seiner Arbeitsstube gemacht.

Von sämmtlichen Wesen in dem Rosenau'schen Hause war es so nur Tante Vinchen, die an der Veränderung keinen Gefallen fand. Was eigentlich zwischen Renate und Hofffeld vorgefallen war, das konnte sie niemals ergründen. Auch wenn sie nur ganz von ferne die Rede auf ihn brachte, so erwiderte Renate: „Erinnere mich an ihn nicht!“ Mit einem Ausdruck sagte sie das, als wäre dieser vorzügliche Mann nichts Besseres als ein Verbrecher. Und nun war er aus dem Hause, natürlich hatten sich andere Leute um ihn gerissen — und wer war an seine Stelle gekommen? Daß Gott erbarm! Aber man wird ja schon noch sehen, wie lange die Herrlichkeit dauern wird. Der Frosch hüpf wieder in den Pfuhl, und sah er auch auf goldnen Stuhl. Ein gebranntes Kind scheut das Feuer — nur für ihr Fräulein Niemand schienen diese erproben Wahrheitssprüche nicht auf der Welt zu sein. Aber wie man sich bettet, so schläft man. Schließlich, was ging es Tante Vinchen an? Nur kein überflüssiges Wort wünschte sie mit diesem jungen Herrn zu sprechen, nur dazu sollte man sie nicht zwingen.

Es war an einem der letzten Septembertage, und Rudolf befand sich gerade auf einer Geschäftsreise nach Sachsen, als vor der Rosenau'schen Fabrik ein fremder, anscheinend soeben mit der Bahn angetommener Herr vorfuhr. Schmiedede öffnete den Schlag. Der Fremde wünschte Herrn Hoffmann zu sprechen, und als er zu seinem Verdrub erfuhr, daß dieser sich auf Reisen befand, überlegte er sich seine Sache eine Weile und fragte dann nach Fräulein Rosenau. Renate, obwohl über seine Karte, die ihr gebracht wurde, etwas verwundert, empfing ihn, und die Unterredung, die der Herr mit ihr hatte, dauerte eine ziemlich geraume Zeit. Dann ließ er wieder in seinem Wagen und fuhr davon.

Zwei Tage später kehrte Rudolf von seiner Reise zurück.

„Ich habe Dir etwas auszurichten,“ sagte Renate zu ihm, „es ist jemand hier gewesen, der Dich zu sprechen wünschte.“

Sie schien ihm bedrückt, bellommen, wenn sie sich auch höchlich Mühe gab, es vor ihm zu verbergen.

Er fragte, wer dieser Jemand sei. „Herr Hübner!“

„Herr Hübner? Was wollte der von ihm?“

„Du hast mir damals nicht Alles gesagt,“ brachte sie hervor, „Herr Hübner hat eine Tochter.“

Ellen! Um sie handelte es sich? „Es ist wahr, Renate. Aber wie konnte ich denken, daß Dich das Mädchen jemals interessieren würde?“ erwiderte er.

Sie schlug die Augen vor ihm nieder. „Sie hat Dich lieb gewonnen. Sie verzeiht sich nach Dir. Deshalb ist Herr Hübner hier gewesen. Er vermisst Dich ohnehin so sehr. Er will Dich zu seinem Schwiegersohn, Du sollst sein Geschäftsbetheilnehmer und Erbe werden. Er wartet auf Deine sofortige Antwort.“

Sie sprach es mit Gleichmuth und Ruhe, aber man sah auch, was für Anstrengung es sie kostete.

Wortwüthig — die Nachricht machte ihm keinen besondern Eindruck, höchstens fühlte er eine gewisse Mäßigung und die galt Ellen.

„Ich werde an sie noch heute schreiben,“ sagte er.

„Du nimmst sein Anerbieten natürlich an?“

„Nein. Ellen ist ein herzlich gutes Mädchen. Aber ich liebe sie ja nicht. Sie ist noch sehr jung, sie wird mich vergessen lernen, ein Anderer wird sie einig glücklich machen.“

Eine dunkle Gluth zog über ihr Gesicht.

„Aber Herr Hübner ist reich,“ antwortete sie stotternd, „so denke doch an Dein eigenes Glück.“

„Mein Glück, Renate, ist, Dir zu dienen, für Dich zu arbeiten. Wenn Dir an meinem Glück gelegen ist, laß mich bei Dir, bis an den Tod!“

Sie versuchte nicht mehr, ihn zu einem anderen Glück zu drängen — er blieb.

Und dennoch — es schwebte noch immer ein unheimlicher Schatten über dem rothen Hause. Das blutige Rätthel blieb ungelöst.

Einige Tage nach jener Unterredung mit Renate sah Rudolf in gewohnter Weise in seinem Arbeitszimmer. Der breite große Tisch vor ihm war mit Papieren bedeckt. Auf dem Schreibtisch drüben brüllte eine verputzte beige Octobersonne — es war nahezu Mittag — und warf ihre Strahlen durch das Fenster, wie an jenem Tage, an dem Herr Rosenau sein Leben hatte lassen müssen. Rudolf war mit einer Zeichnung beschäftigt, einem Vinsens-Durchschnitt für ein neues großes Instrument, das eine Universitäts-Sternwarte bestellt hatte. Neht glitten die Sonnenstrahlen auf das Papier vor ihm, und er stand auf, um am Fenster den Vorhang zurückzuziehen. Dabei nahm er einen merkwürdigen Geruch wahr, der dicht vor ihm auf dem Tische aufstieg.

Wenige Sekunden später stürzte er heftig aus dem Zimmer und zu Renates Wohnung hinauf.

„Renate!“ rief er, „Renate!“

Aber sie war ausgefahren, nur Tante Vinchen war zu Hause. Als sie sah, wie aufgeregter er war, verlag sie ihren Voratz, niemals ein überflüssiges Wort an diesen jungen Mann richten zu wollen, und sie fragte, was um Gotteswillen denn geschehen sei. Aber Rudolf hatte keine Antwort für sie. Haftig befaß er, anguppannen, und daß darauf sollte der Wagen mit ihm nach der Stadt — nach dem Amtsgerichtsgebäude. Auf dem Wege kam der Wagen an einem Wasserschloß vorbei, dem einzigen in der Stadt. Rudolf ließ halten, trat in den Laden, verlangte dort Zündhütchen, Pulver und eine gewisse Sorte Pistolentagel von einem alten großen Kaliber, und eine Viertelstunde später stand er vor dem Amtsrichter.

„Herr Amtsrichter,“ sprach er, „ich habe den Mörder Herrn Rosenau's entdeckt!“

Amtsrichter Braunfisch sprang von seinem Stuhle auf.

„Neden Sie!“ rief er.

„Nicht hier. Ich muß Sie bitten, daß Sie sich selbst an Ort und Stelle von ihm überzeugen. Auch ist es notwendig, daß die in ihrer Verwahrung befindliche Pistole, mit der Herr Rosenau getödtet worden ist, dazu mitgenommen wird. Unten steht mein Wagen.“

Rudolf brachte das Alles so dringend vor, daß der Herr Amtsrichter auf keinen weiteren Formalitäten bestand und ihm unter Mitnahme des genannten „corpus delicti“, das er nur aus dem Schrant herauszunehmen hatte, folgte.

Auf der Rückfahrt schlug es von den Thürmen der Stadt Jüßel, und als der Wagen hielt, lag die Fabrik wieder in der gewohnten Mittagspause da.

Rudolf führte seinen Begleiter in sein Zimmer.

Mehr als ein ganzes Jahr war nun seit jenem Tage vergangen, als der Amtsrichter zuletzt in Augenschein genommen hatte. Wie er nun sah, war Alles darin noch unverändert.

Quer über den mit Papieren bedeckten Tisch fiel ein breiter Sonnenstrahl. Er fiel durch eine in einem Holzrahmen befindliche und vor dem Fensterbreit unter den anderen Fenster aufgestellte geschlossene große gläserne Linse, wie sie für astronomische Fernrohre gebraucht werden. Auf

dem Tische war, wenn man sich darauf umlah, ein großes weißes, aber an der einen Seite schwarz angelehtes Stück Löschpapier zu sehen. Rudolf nahm es zur Hand und zeigte es dem Amtsrichter. Dieses Stück Löschpapier war es, was ihm den Mörder verrathen hatte. Die dem Tische in nächster Nähe stehende große Linse mit dem Holzrahmen hatte unter dem Einflusse der durch sie hindurchgehenden Sonnenstrahlen auf das Löschpapier ganz einfach wie ein ungeheures Brennglas gewirkt. Das Löschblatt hing an zu glimmen — es hatte eben eine Selbstentzündung stattgefunden. Eine Selbstentzündung!

„Wie — und Sie meinen —“ fuhr der Amtsrichter auf.

„Es kommt nur auf die Probe an,“ entgegnete Rudolf.

Er bat um die Waffe, schüttelte vorn durch den Lauf das Pulver hinein, schob die Kugel nach, setzte das Zündhütchen auf das Pistol und spannte den Hahn. Dann legte er die Waffe in der Lage, in der sie damals von der Untersuchungskommission gefunden worden war, auf den Tisch, so daß der Sonnenstrahl darauf fiel.

Eine Minute später dröhnte durch's Zimmer ein Knall.

In dem dicht neben dem Sofa — auf der dem Fenster gegenüberliegenden Seite — stehenden Radelofen lag man ein Loch. Weiße Röhrichtspalten splitterten noch daraus hervor. Witten darin steckte die Kugel. Eine horizontale Linie von diesem Loch führte bis zu der Sofalehne, auf der Herr Rosenau's Kopf gelegen hatte. Der Hahn an der Pistole aber stand noch ebenso gespannt wie zuvor.

Gleich nach dem Knall hatte sich die Thür geöffnet. Renate stand auf der Schwelle, der Schreck schüttelte sie noch. Eben war sie heimgekehrt, und gerade passierte sie den Corridor — da vernahm sie den Schuß. Auch Tante Vinchen und Anna kamen jetzt entsetzt herbeigeführt — aber der Herr Amtsrichter, den sie mit Verwunderung erblickten, erklärte ihnen, was der Schuß zu bedeuten gehabt hatte. Das Rätthel von Herrn Rosenau's Tode war gelöst. Der Mörder war kein Mensch gewesen — es war ein bißchen Glas — die große Linse, die am Fenster stand. Hätte Herr Rosenau damals in jener Mittagsstunde, bevor er sich zum Schlafen niederlegte, den Fenstervorhang ordentlich geschlossen — er lebte vermuthlich noch heute. . .

Ueber den Friedhof, der draußen vor der Stadt lag, leuchtete mit mildem Glanz die Abendsonne. An einem freundlich mit Blumen und Epheu und einem schönen weißen Stein geschmückten Hügel standen zwei Menschen. Es waren Rudolf und Renate. Jetzt erst konnten sie um den dahingegangenen Vater trauern, ohne daß sich in ihre Trauer die quälende Frage nach seinem Ende mischte. Auf dem Grabe, aus dem dunklen Grund des Todes blühten frohe Rosen.

Dachten sie Beide daran, daß auch aus dem von Dunkel und Trauer erfüllt gewesen Menschenherzen sich noch ein volles blühendes Glück zum Lichte ringen kann?

Der Friedhofswächter kam und flapperte, da das Thor geschlossen wurde, mit den Schlüssel.

„Renate, wir müssen gehen!“ sagte Rudolf.

Der stille, warme Herbstabend wog um sie. Sie stiegen eine Anhöhe hinauf. In traumlichem Frieden lag zu ihren Füßen die alte Stadt. In den Stoppelfeldern girten die Heimchen, und in dem niederen Gebüsch am Walde, an dem sie jetzt vorübergingen, hallte ein Vogel auf. Eine Bank stand dort, und sie ließen sich nieder.

„Glaubst Du mir jetzt, Renate, daß ich Dich nur liebe — Dich allein?“ kam es über seine Lippen, und alle seine stolzen Vorzüge waren nun verblasst.

„Ja,“ flüsterte sie voll Seligkeit. Er zog sie an sich und sie küßten sich wie einst als Kinder — nun ein verlobtes Paar.

Eine neue Definition.

Ein Mitarbeiter der Münchener Neuesten Nachrichten erzählt: Vor einigen Tagen fand ich spät Abends auf dem Perron des Münchener Central-Bahnhofes und wartete auf einen Zug. Zwei Bauern standen in meiner Nähe. Ein Zug fuhr in die Halle. Da ziemlich rasch und fest gebremst wurde, schielten einige Männer auf den Schienen, wodurch heftige Töne entstanden: die Männer jauchzten gleichsam aus Freude, wieder in München zu sein. Aus dem Gemüth dieser Symphonie wurde ich durch ein Gespräch der beiden „Lufsigelchen“ aufgeschreckt. „Du Seppi, du schau her, was der Zug für a Rusi macht.“ — „Ja, wascht, Barthel, des dean solchene Zug allemei!“ zween dem nennt ma's ja a — Harmonikzug.“

Aus Rudolstadt meldet die Riederschleife Zeitung in Nr. 177: „Wegen 78 Wechselfälligkeiten verurtheilte die Strafkammer des hochangesehenen Inhabers der furschlichen Hofwagenbrauerei J. . . zu einer Gefängnisstrafe. . .“ Wie konnte man aber auf einen Mann bauen, der so sonderbare Dinge zu brauen vorgab.

Der Stolz eines edlen Menschen erhebt sich über andere, der Stolz eines unedlen erniedrigt andere.

## Amerikanische Studenten in Deutschland.

Offenbar trägt nichts so sehr zur internationalen Verständigung bei, als längerer gegenseitiger Besuch, den intelligente Menschen zu Studienzwecken im fremden Lande unternehmen. Von diesem Gesichtspunkte aus war es geradezu ein kulturgeschichtliches Ereigniß, daß geistig so bedeutende Engländer wie Carlyle und Coleridge in der klassischen Periode der deutschen Literatur nach Deutschland kamen und sich dann der Aufgabe unterzogen, ihre Landsleute gründlich mit deutscher Literatur, deutscher Geschichte und deutscher Wissenschaft bekannt zu machen. Ihre Schriften beeinflussten nämlich nicht nur die ganze britische Inselwelt, sondern sie bildeten auch für unzählige Anglo-Amerikaner die Quelle, aus der sie ihre Informationen über die deutsche Kultur schöpften und durch die sie entschieden im deutsch-freundlichen Sinne beeinflusst wurden.

Es mag nicht unangebracht sein, hier einzuführen, daß es schon beinahe ein Jahrhundert lang ein Deutsch-Amerikanertum gab, ehe die geschichtlichen Ereignisse es mit sich brachten, daß sich überhaupt erst die jetzige amerikanische Nation entwickeln konnte. Die deutschen Kolonisten waren in Pennsylvania namentlich außerordentlich stark vertreten, so stark, daß in der Legislatur des neuen Staates allen Erstes die Frage erörtert werden konnte, ob Englisch oder — Deutsch als Staatsprache dienen sollte.

Die wichtigste Folge des Vorhandenseins eines starken Deutsch-Amerikanertums in Pennsylvania und einigen Nachbarstaaten, namentlich in Maryland und Virginia, war, daß die intelligenten Anglo-Amerikaner sich schon früh für den deutschen Unterricht an den amerikanischen Schulen interessierten, namentlich Benjamin Franklin und Thomas Jefferson, die in dieser Hinsicht als Vordenker gewirkt haben und ihres kurzzeitigen Nationalismus dieses Landes als rühmende Beispiele weitblickender amerikanischer Politik vor Augen geführt werden sollten.

Franklin war ein Buchdrucker seinem Berufe nach, der durch den Umstand, daß die deutschen Kolonisten meist über eigene Gemeindefschulen verfügten, also schon lesen und schreiben gelernt hatten, als die englische Kolonialverwaltung an Errichtung von Volksschulen nicht im Traume dachte, dazu veranlaßt wurde, deutsche Erbauungsbücher zu drucken, später sogar selbst eine deutsche Zeitung herauszugeben. 1766 unternahm er alsdann seine berühmte Reise nach Göttingen, das damals noch als eine zu Hannover gehörende Stadt unter englischer Regierung stand, aber natürlich trotzdem so gut deutsch war, wie nur irgend eine Stadt im alten Vaterlande. Hier machte er den denkwürdigen Entschluß, daselbst in Philadelphia ein „amerikanisches Göttingen“ zu begründen, eine höhere Schule, aus der sich dann später die heutige Universität von Pennsylvania entwickelte.

Natürlich wurde hier auch eine deutsche Bibliothek eingerichtet, die anfänglich Bemerkenswerthes leistete, und diesem Beispiele folgte Thomas Jefferson, der durch Alexander von Humboldt, als er in seinem Staate die „Staats-Universität von Virginia“ errichtete. Er berief einen Deutschen Namens Blümmernann als Professor, und es war gewiß nicht seine Schuld, daß die etwas hinterwäldlerischen Virginier später wenig Interesse für das Deutsche zeigten, vielmehr ihre Universitätszeit lieber dem schönen Klapphornwerke anwanden:

Zwei Anaben gingen auf das College, Sie wollten dort erwerben Knowledge, Der Eine trieb das Baseball-Spiel, Der Andere lernte auch nicht viel!

Günstigerweise gab es aber auch genua Amerikaner, die doch etwas mehr Wissensdrang in sich verspürten und sich keine Mühe verdröhen ließen, ihn gründlich zu befriedigen. In der Kolonialzeit mußten eigentlich Alle die Studiren wollten, nach England oder Schottland gehen, denn die wenigen amerikanischen Colleges, die damals existierten, leisteten nicht allzu viel. Als nach erreichter Unabhängigkeit aber dem Schulwesen größere Aufmerksamkeit geschenkt wurde, nahm das Interesse am Besuche europäischer Lehranstalten entschieden ab, denn nach dem gehästen England wollte man nicht gehen, und die Schwierigkeiten in Frankreich zu studiren, waren für Ausländer zu groß.

Da war es denn zum Theil der von Franklin gegebene Anstoß, der die amerikanischen Studenten zunächst nach Göttingen, später aber auch nach Berlin, Leipzig, Halle, Heidelberg und anderen deutschen Universitäten führte. Welchen außerordentlichen Einfluß diese amerikanischen „Endbeder“ Deutschlands auf ihre Nation ausgeübt haben, läßt sich in einem einzigen Artikel auch nicht einmal annähernd erörtern. Nachstehend soll daher nur Einiges hervorgehoben werden, was speziell Anhaltspunkte gewährt, um die Festigung der alten traditionellen Freundschaft zwischen Deutschen und Amerikanern durch diese Männer zu beleuchten.

Es waren ein Paar echte Yankee, die nach Beendigung des englischen Krieges 1814 von der Harvard nach Göttingen pilgerten, nämlich Edward Everett und George Tidner. Sie blieben einige Jahre dort und waren so begeistert von Allem, was sie da-

selbst gesehen und gehört hatten, daß sie nach ihrer Rückreise an die heimische Lehranstalt es sich zur speziellen Aufgabe machten, die deutschen Methoden des Studiums dort einzuführen. Dazu bedurfte es aber einer größeren Anzahl von tüchtigen Kräften, die in Deutschland selbst zu dem Zwecke vorgebildet waren. Schon des Kostenpunktes wegen vermochten nicht allzu viele ihrem Beispiel zu folgen. Sie bestimmten daher Kirkland, den Präsidenten der Harvard, der auch eine Zeit lang in Göttingen studirt hatte, aus den Anstaltsmitteln Reisestipendien nach Deutschland auszugeben, mit denen besonders tüchtigen Studenten der Harvard ein ein- oder mehrjähriges Studium auf deutschen Universitäten ermöglicht werden sollte. So entstand bereits im Jahre 1817 eine Einrichtung, die sich seitdem auf vielen anderen amerikanischen Universitäten eingebürgert und ganz außerordentlichen Nutzen geschaffen hat, daß nämlich die Inhaber von Fellowship vom Kuratorium der betreffenden Anstalt die Berechtigung erhalten können, ihr Stipendium auf einer deutschen Hochschule zu vermerken.

Jeder Zweifel am Werthe dieser Institution muß wohl Angesichts der Thatfache verstummen, daß der erste „Fellow“, dem es auf diese Weise ermöglicht wurde, in Deutschland zu studiren, kein Anderer war, als — George Bancroft. Man weiß, daß es dieser Neugeländer war, der als Gelehrter beim preussischen Hofe und später beim Norddeutschen Bunde wie beim deutschen Reiche die freundschaftliche Basis schuf, auf der seitdem der diplomatische Verkehr zwischen den beiden Nationen sich trotz aller Schrecken so erfolgreich weiter entwickelt hat. Durch den sogenannten Bancroft-Vertrag beseitigte er mit einem Schläge die Urquelle der bisherigen häufigen Fehrrisnisse, die früher durch die Mißdeutung deutscher Mißverständlichkeiten, die amerikanische Bürger gemorden waren, zu entstehen pflegten.

Wer weiß, wie sich die deutsch-amerikanischen Beziehungen gestaltet hätten, wenn statt eines eingetriebenen und so intim mit den deutschen Verhältnissen vertrauten Mannes wie Bancroft ein „von Europas überbünderter Höflichkeit“ noch unberührter Patriotist dieses Landes als rühmende Beispiele weitblickender amerikanischer Politik vor Augen geführt werden sollten. Franklin war ein Buchdrucker seinem Berufe nach, der durch den Umstand, daß die deutschen Kolonisten meist über eigene Gemeindefschulen verfügten, also schon lesen und schreiben gelernt hatten, als die englische Kolonialverwaltung an Errichtung von Volksschulen nicht im Traume dachte, dazu veranlaßt wurde, deutsche Erbauungsbücher zu drucken, später sogar selbst eine deutsche Zeitung herauszugeben. 1766 unternahm er alsdann seine berühmte Reise nach Göttingen, das damals noch als eine zu Hannover gehörende Stadt unter englischer Regierung stand, aber natürlich trotzdem so gut deutsch war, wie nur irgend eine Stadt im alten Vaterlande. Hier machte er den denkwürdigen Entschluß, daselbst in Philadelphia ein „amerikanisches Göttingen“ zu begründen, eine höhere Schule, aus der sich dann später die heutige Universität von Pennsylvania entwickelte.

Natürlich wurde hier auch eine deutsche Bibliothek eingerichtet, die anfänglich Bemerkenswerthes leistete, und diesem Beispiele folgte Thomas Jefferson, der durch Alexander von Humboldt, als er in seinem Staate die „Staats-Universität von Virginia“ errichtete. Er berief einen Deutschen Namens Blümmernann als Professor, und es war gewiß nicht seine Schuld, daß die etwas hinterwäldlerischen Virginier später wenig Interesse für das Deutsche zeigten, vielmehr ihre Universitätszeit lieber dem schönen Klapphornwerke anwanden:

Zwei Anaben gingen auf das College, Sie wollten dort erwerben Knowledge, Der Eine trieb das Baseball-Spiel, Der Andere lernte auch nicht viel!

Günstigerweise gab es aber auch genua Amerikaner, die doch etwas mehr Wissensdrang in sich verspürten und sich keine Mühe verdröhen ließen, ihn gründlich zu befriedigen. In der Kolonialzeit mußten eigentlich Alle die Studiren wollten, nach England oder Schottland gehen, denn die wenigen amerikanischen Colleges, die damals existierten, leisteten nicht allzu viel. Als nach erreichter Unabhängigkeit aber dem Schulwesen größere Aufmerksamkeit geschenkt wurde, nahm das Interesse am Besuche europäischer Lehranstalten entschieden ab, denn nach dem gehästen England wollte man nicht gehen, und die Schwierigkeiten in Frankreich zu studiren, waren für Ausländer zu groß.

Da war es denn zum Theil der von Franklin gegebene Anstoß, der die amerikanischen Studenten zunächst nach Göttingen, später aber auch nach Berlin, Leipzig, Halle, Heidelberg und anderen deutschen Universitäten führte. Welchen außerordentlichen Einfluß diese amerikanischen „Endbeder“ Deutschlands auf ihre Nation ausgeübt haben, läßt sich in einem einzigen Artikel auch nicht einmal annähernd erörtern. Nachstehend soll daher nur Einiges hervorgehoben werden, was speziell Anhaltspunkte gewährt, um die Festigung der alten traditionellen Freundschaft zwischen Deutschen und Amerikanern durch diese Männer zu beleuchten.

Es waren ein Paar echte Yankee, die nach Beendigung des englischen Krieges 1814 von der Harvard nach Göttingen pilgerten, nämlich Edward Everett und George Tidner. Sie blieben einige Jahre dort und waren so begeistert von Allem, was sie da-

In Nr. 157 des General-Anzeigers für Sleitin und die Provinz Pommern steht man: A. W. . . s Spezialhandlung für nachstehende veraltete Fälle: Kopfleiden, Nerven-, Hals-, Rippen-, Magen-, Atthma, Rheumatismus, Bleichsucht und Hautkrankheiten jeder Art.“ Wer wird sich solche Kränkheiten kaufen wollen!